

Der Gendarmenmarkt

Die Stadt ist wie eine lebendige Frau, wer innerhalb der Grenzen zu laufen versteht, die sie ihm vorgibt, der befindet sich stets in bester Gesellschaft. Als junger Mann nahm ich nach der Schule meine Violine und ging für anderthalb Jahre nach Rom. Dort lernte ich zu laufen. Irgendwann riefen sie mich Paganini, wenn ich die Straßencafés und Piazze bespielte. Ich lernte die urbane Kraft in meinem Spiel aufzufangen und zu spiegeln. Schließlich öffnete sich mir die bürgerliche Gesellschaft der Stadt selbst, auch wenn ich nur ein Straßen- und Stehgeiger war, gewann ich einheimische Freunde. Das ist insbesondere bemerkenswert, weil die römische Gesellschaft entgegen dem Vorurteil des *dolce vita* für sich äußerst seriös ist. *L'amore pura* ist dort weniger das absichtsvolle Herbeiführen von schönen Augenblicken als der umsichtsvolle Umgang untereinander. Wer liebt, hat in Rom wenig zu leiden.

Schließlich kehrte ich zum Studium nach Deutschland zurück und ging nach Westberlin. Aufgrund der Teilung der Stadt waren die besonderen Plätze, wie ich sie aus Rom kannte, für mich in Berlin verschlossen, sie liegen im damals sowjetisch besetzten Ostteil der Stadt. Urbane Plätze waren verkehrstechnisch erschlossen, wie beispielsweise der Adenauerplatz (CDU), sie waren für die Wochenmärkte gangbar gemacht, wie beispielsweise der Winterfeldplatz (Die Grünen), oder sie waren nachbarschaftlich intellektuell aufgebürstet, wie beispielsweise der Viktoria-Luise-Platz (SPD). Wo aber blieb die FDP? Die FDP führte im alten Westberlin, ähnlich den katholischen Kirchen, denen im dominant protestantischen Berlin ein Platz nicht auf den Plätzen, sondern innerhalb der Häuserzeilen zugewiesen war, ein Schattendasein, das freiheitliche Leben erkannten die Westberliner, in Abgrenzung zur britischen, französischen und amerikanischen Alltagskultur der Jugendmoden und -kulte, in den preußischen Gärten. Wer Kultur besaß, der wandelte im Botanischen Garten, der spazierte durch den Schlosspark Charlottenburg, oder der saß zumindest in den Biergärten am Wannsee.

Aber das waren für mich, der ich in Rom die Piazza Navona, das Pantheon und die Piazza di Spagna zu erobern verstanden hatte, keine wirklichen Alternativen. Zu streng, zu aufgesetzt, zu unfroh. Deutschland war nach den beiden Weltkriegen noch eifrig dabei, sich selbst zu diskutieren. Ich würde nur misstrauisch beäugt werden, wie ich es wagen konnte, etwas für mich absolut besehen einfach so in den Raum zu stellen, ohne es manifestisch zu deklarieren. Also ergab ich mich dem Strom des Kurfürstendamms, der ergoss sich von Westen bis zur Gedächtniskirche, vom Osten wieder hinaus zum Halensee. Ich ließ mich einfach von ihm in beiden Richtungen treiben und bespielte die Straßencafés.

Dann endlich fiel die Berliner Mauer. Zwar gab es in der Prachtmeile Unter den Linden nur wenige Straßencafés, jedoch entdeckte ich hier ein neues Element, wie man es beispielsweise von den Prospekten St. Petersburgs kennt, im Osten geht man auf den großen Straßen spazieren ohne einzukaufen, man ist sich selbst genug in aller Öffentlichkeit. Und diese Spaziergänger, die das Zusammenwachsen der Stadt so hautnah erleben wollten, dankten es mir gerne, wenn ich mich gegenüber der Staatsbibliothek für sie geigend aufstellte. Es lag ein Hauch von urbaner Kultur in der Luft, die sich neu formieren sollte. Niemand wusste, wie sie aussehen würde, ich ehrlicherweise auch nicht. Ich spielte einfach, was ich kannte. Die Russen und Ukrainer spielten vor allem Rachmaninov, ich spielte vor allem Vivaldi. Die Ostmusiker spielten vor allem von morgens bis abends, ich spielte vor allem von nachmittags bis nachts, aber wir lernten voneinander. Irgenwann spielten sie vor allem Vivaldi, und ich Rachmaninov.

Da dachte ich mir, ich müsse doch sehen, wo das alles hinführt, und ging zur Hochschule Hanns Eisler in der Charlottenstraße, um dort nach den Fortschritten der modernen Komposition zu forschen. Und setzte mich in Vorträge und hörte eifrig Kompositionen, und hätte mich fast schon dort beworben und eingeschrieben, um der Festivalkultur zu frönen. Doch dann kam ich eines warmen Frühlingsabends aus der Hochschule auf den Gendarmenmarkt und sah dort die schönen Straßencafés, die mir doch so sehr gefehlt hatten. Richtige Platzcafés, wie ich sie aus Rom kannte, wohl mehr mit Bouletten und Brezeln bestückt als mit Gelate und Panini, mehr in dieser besonderen friedrizianischen preußisch-französischen Mischung, klein und groß zugleich im fröhlichen Wechsel, als in der römischen, den Kopf gesenkten andächtigen Mittigkeit. Aber ich kam auf das

meine, und ich glaube, sie kamen auf das ihrige, und von da an hatte mich der Gendarmenmarkt, und ich glaube, er hatte mich gern.

In Berlin gibt es die Traufhöhe, das ist da, wo das Wasser von den Dächern tropft, und tropft und träufelt nicht nur, sondern ergießt sich über die, die den Regen an der Hauswand entlang zu fliehen suchen, weshalb man sagt, sie kommen vom Regen in die Traufe. Und deshalb ist diese Traufhöhe in Berlin streng bemessen, dass es eben doch mehr herunterträufelt als strömend gießt. Und diese Traufhöhe ist akustisch tückisch in Berlin, wenn man die Geigenklänge himmelwärts aufsteigen lässt. Denn weil die Berliner wissen, was darüber liegt, denn es es ist ja gerade die Sintflut, die da das Dach herunter kommen wird, das ist das Unheil, welches man sich einzufangen droht, deshalb darf man in Berlin nicht so prophetisch innig spielen, wie in Rom, man darf sich keineswegs in Berlin so im Zentrum der Welt verortet sehen, wie in der ewigen Stadt, sondern man muss eben bei Erreichen der Traufhöhe sich hübsch eifrig selbst diskutieren, dann trifft man die Berliner ins Mark und sie solidarisieren sich, indem sie fröhlich winken, oder sie spenden einen Obulus, aber zu einer wirklichen Konzertsituation haben sie im Eigentlichen selten Zeit, schon allein, weil man ja auf Traufhöhe spielt. Nur wenn man mit kreischenden Verstärkern die Traufhöhe vorübergehend ausspielt, im Amerikanischen nennt man das ‚Raisin‘ hell‘, sehen sich die Berliner wirklich bestätigt, aber das war nie meins.

Sondern ich ergab mich der Traufhöhe in der fröhlichen Selbstdiskussion und sie strafte mich ab in dem schallenden Echo, welches sie mir postwendend zurück sandte. Wie erschrak ich jedes Mal, bis ich es lernte, sie zu umspielen, der eigensten Selbstdiskussion demütiglichst zu schmeicheln. Vorsätzlich nahm ich jede lebende Person, ja, jeden streunenden Hund nahm ich ernster als mich in meinem Spiel, und siehe da, ich spielte die Passanten so vorsichtig an, so zaghaft und zögerlich, als würden sie selber spielen, ich regte all ihre Kreativität und Phantasie, all ihre Musikalität und Träumerei an in der Weise, dass sie zur Traufhöhe hinaufstieg und setzte mich als der Ausführende für sie in der Weise ein, dass sie die Selbstdiskussion sicherlich bestehen würden. Hatte ich es in Rom gelernt, den Passanten die Oblaten in den Geschmack zu spielen, so kleidete ich sie in Berlin in das fröhliche Ansinnen der Selbstdiskussion, und diese nahm in meinem Geleit immer, oder zumindest fast immer einen gütlichen Ausgang. Mein Publikum fühlte sich in meinem Spiel nicht allein in Berlin angekommen, sondern regelrecht nach dem Zertifikat der Traufhöhe in seine innersten Kreise an- und aufgenommen.

Aber natürlich gab es auch Kritiker, Leute, die es nicht hinnahmen, dass da einer so einfach den als schönsten städtischen Platz nördlich der Alpen gepriesenen Gendarmenmarkt für seine Traufhöheneschatologie benutzte. Die wussten, dass der Platz nach italienischem Vorbild gebaut ist, nicht in der nordeuropäischen Art der Thingwiese, sondern im urbanen Fadenkreuz des Echoes des Beichtstuhls. Die oben angeführte römische Oblate ist dabei seit dem Mozartschen Singspiel in das akustische Harmonieempfinden übersetzt, Harmonie muss empfunden, ausgegeben und wieder eingesammelt werden, das ist deutsch. Harmonie ist aber überall da, wo erstens ohne Fehler gespielt wird, wo zweitens immer das richtig passende gespielt wird und wo drittens man mitsingen können muss, wenn einen die Lust dazu überfällt, dieses Mitsingen nennt man Spontaneität.

Die Fehlersuche besorgten die Musikkritiker. Hatten sie mich entdeckt, blieben sie anerkennend lächelnd mit verschränkten Armen stehen, bis sie den Fehler gehört hatten. Irgendwann lieferte ich ihn ihnen immer sofort, damit sie mich baldigst in Ruhe ließen und lächelnd das Weite suchten. Die sich um das passende Programm sorgten, traten schon mitteilungsbedürftiger auf, ich musste ihr Bekunden ja registrieren. Bestenfalls rümpften sie die Nase, in der Regel jedoch ballten sie gerne die Fäuste und zeigten mir nur allzu deutlich an, dass sie diesen Platz von A nach B zu durchqueren hätten und dass sie dies unmöglich vermochten, wenn ich dazu meine Musik spielte, die so wenig von ihrem gesellschaftlichen oder auch völkischen Verständnis zeugte. Ich produzierte in ihren Augen eine sozusagene Unkultur, und sie würden wiederkommen, um sich dies irgendwann nicht mehr bieten zu lassen. Wo käme man da hin.

Und drittens die Mitsinger. Die gesellten sich gerne zu den anderen Zuhörerern auf die Bänke und ihr Gesang gab das von mir Gebotene nur mit gewissen Einschränkungen wieder, was mich anspornen sollte, meistens jedoch zum resignierenden Abbruch meinerseits führte. Ich sah es ihnen

natürlich nach, so wie ich meistens das Nachsehen hatte im Umgang mit meinen Kritikern, obwohl ich es ihnen selten nach-, sondern ihnen gerne hinterhersah, wenn sie mich endlich in Ruhe ließen. Aber andererseits ließ ich sie ja auch nicht in Ruhe, ich stellte mich einfach auf und erbat ihre Aufmerksamkeit wie Sokrates im alten Athen die Leute befragte. Jedoch ersparte ich ihnen die Antwort, ich stellte einfach meinen Kasten für den Obulus vor mir auf, in den sie einwerfen konnten, was sie wollten.

Und sie warfen. Nicht jäh, nicht blindlings, sondern ich räumte ihnen den Respekt schon ein, zollte ihn ihnen sozusagen, indem ich, hatten sie sich verworfen, schon einmal fragend dreinblickte, wenn da die größeren Scheine lagen, und hätte auch nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn sie diese wieder herausgenommen hätten. Gab ihnen also diese Gedenkzeit, dass sie sich besannen, nicht unbedingt in dem christlichen ‚Kehret um, ruft uns die Stimme‘, auch nicht in rechtlich gesicherter Widerspruchsfrist, aber eben auch nicht in den modernen Marktwirtschaftskriterien, dass ich die Rückgabe an gewisse Mangelkriterien gebunden hätte wie etwa Falsche Töne oder Fehlende Spieldauer etc.

Denn ich stand ja einfach da und spielte schon, wenn sie kamen, so wie man in eine Welt kommt, oder so wie man zur Welt kommt oder auf die Welt kommt, wenn man geboren wird. Wenn sie da alle um die Ecke gebogen kamen und ich popelte gerade noch in der Nase und entdeckte sie und hob die Geige zum Spielen an, dann konnte ich sicher davon ausgehen, dass sie an mir vorbei liefen. Nein, ich musste schon spielen, wenn sie kamen, denn es gibt nichts für umsonst.

Und ich musste spielen, was sie schon kannten, damit sie eben die drei Kriterien der Güte meines Spiels anwenden konnten, wie oben beschrieben, dass sie meine Fehler erkannten, dass sie mein Repertoire begutachteten und dass sie mitsingen wollten, wenn sie es wollten. Es war wie in einer Liebesgeschichte, meine Zeit traf auf ihre Zeit, als hätten wir immer schon aufeinander gewartet, und wenn dem nicht so war, dann zogen sie eben weiter und überließen die unverrichteten Dinge mir, dass ich sozusagen den Platz aufräumte.

Also musste ich sie erreichen, und mir ging es dabei wie dem Hasen und der Schildkröte, mal war ich zu schnell und schoss über sie hinaus, mal war ich zu langsam und allein in das Meine gekehrt. Kennen Sie diese Fabel von Äsop? Er hatte sie aufgestellt, um der mathematischen Logik gegenüber der Philosophie ihre Unzulänglichkeit nachzuweisen.

Der Hase ist ein schneller Läufer, viel schneller als die Schildkröte, sagen wir, zehnmal so schnell. Wenn er in der Sekunde zehn Meter läuft, hat die Schildkröte gerade einmal einen einzigen Meter zurückgelegt. Deshalb bekommt die Schildkröte einen Vorsprung im Wettkampf der beiden von zehn Metern. Wenn der Hase die zehn Meter gelaufen ist, hat die Schildkröte also einen Meter Vorsprung, wenn der Hase diesen Meter gelaufen ist, hat die Schildkröte einen Vorsprung von zehn Zentimetern, hat der Hase wiederum diese zehn Zentimeter erreicht, ist die Schildkröte wiederum einen Zentimeter weiter, immer wenn der Hase den Punkt erreicht hat, wo die Schildkröte gerade eben noch gewesen war, ist diese wieder ein kleines Stück weiter, er wird sie also niemals einholen. Die Formel der Folge dazu lautet:

$$F_n = (n-1) \text{ und } \sum F_n = F_1 + F_2 + \dots + F_n$$

Wenn der Hase auf F_n ist, ist die Schildkröte also immer schon auf $F(n+1)$, denn sie hat ja den Vorsprung von F_1 , sie hat einen Meter Vorsprung. Nun hat der Hase die konstante Geschwindigkeit von 10m/s, die Schildkröte nur 1m/s, was noch viel ist. Selbst mit dem Vorsprung der Schildkröte vom 10m hat in zwei Sekunden der Hase die Schildkröte überholt, denn er hat dann objektiv zwanzig Meter zurückgelegt, während die Schildkröte zu ihrem Vorsprung von zehn Metern gerade einmal einen Meter dazugewonnen hat. Es muss also einen eindeutigen zwischen zehn und zwanzig Metern gelegenen Punkt geben, an dem der Hase mit der Schildkröte gleichauf liegt. Teilen wir also die Sekunden in Zehntel- und Hundertstelsekunden. In 1,1s hat der Hase 11m zurückgelegt, die Schildkröte liegt dann bei 11,1m. In 1,11s hat der Hase 11,1m zurückgelegt, die Schildkröte liegt dann bei 11,11m. In 1,111s hat der Hase 11,11m zurückgelegt, die Schildkröte liegt dann bei 11,111m. Aber schon in 1,1111...12 Sekunden hat der Hase die Schildkröte eingeholt, dieser Punkt ist allein ein nur uneindeutig bestimmbarer Näherungspunkt, obwohl er doch eindeutig sein muss, denn wir messen doch Zeit und Raum eindeutig. Er könnte auch eindeutig sein, wenn

wir wirklich eindeutig messen würden. Wir messen jedoch uneindeutig, selbst ohne Vorsprung der Schildkröte wären der Zeitpunkt und der Ort nicht definierbar, an dem der Hase einen Vorsprung vor der Schildkröte sich erlaufen hätte, denn unser Maß ist, glücklicherweise, uneindeutig, sonst würden wir alle zeitlich und räumlich feststellbar sein in exakter Weise ohne Näherungswert, wir würden uns auf diesen zeitlich und räumlich eindeutig feststellbaren Punkten behaupten wollen und wir würden alle aufeinanderknallen, glauben Sie mir! Deshalb wird der Hase irgendwann ausruhen wollen, nicht zuletzt um der Sinnlosigkeit seines Laufens auszuweichen, und die Schildkröte wird ihn, wenn sie nur fleißig weiterläuft, den Hasen eingeholt haben, denn sie hat ihn ja als anspornendes Ziel. What goes up, must come down.

Warum nun dieses Ganze mit dem Paradoxon des Wettkaufs von dem Hasen und der Schildkröte? Weil ich ja immer so eindeutig auf dem Gendarmenmarkt stand wie ein Straßenschild, so dass selbst der Fuchs, der abends nach Beute suchend an mir vorbeilief, mich argwöhnisch aus den Augenwinkeln berachtete, als wollte er mich fragen, ob ich das gut fände, was ich da machte. Denn er war ja in ständiger Bewegung, wie die meisten Tiere, selbst wenn sie ruhen, ständig in Bewegung sind. Ich jedoch war einfach stehen geblieben und meine Bewegung war allein eine musikalische, das Geigenspiel.

Und auch dieses Geigenspiel war, wie ja alles schöne Dramatische im Nichts vergehen möchte, wenn man liebt, so lange ganz unambitioniert nach innen gekehrt, bis es wieder aus sich selbst heraustrat und zur Kunst wurde. Man lernt dieses besonders deutlich, wenn man einmal eine längere Zeit nicht gespielt hat, denn dann muss man wieder viel spielen, um auf die innere Bewegung zu kommen. Und das war mein Trick oder Vorteil, oder es war mein Angebot, meine Hilfeleistung, oder irgend so etwas Ähnliches. Da ich es gelernt hatte, aus der inneren Bewegung heraus zu spielen, war ich viel mehr in Bewegung als die, die um mich herumliefen, und dadurch hatte ich Zeit für sie und ihre Anliegen. Wenn sie liebten, wenn sie hassten, wenn sie einfach nur neugierig waren, oder wenn sie sich nicht so leicht für mich und mein Spiel interessieren lassen wollten, denn sie hatten ja keine Eintrittskarte erworben fürs Konzert, sie waren nicht extra meinetwegen gekommen, und wenn sie es waren, so mussten sie dieses nicht so unbedingt bekennen wie im Konzertbesuch.

Sondern sie konnten träumen. Dadurch war ich natürlich ebenso zum Träumen angeregt, auf der anderen Seite musste ich ja die anderen zum Träumen anregen, musste also träumend mich aller Träumerei enthalten, musste das Reale der Situation immer im Auge behalten, obwohl ich doch träumte, und so wurde ich zum Idioten. Nicht, dass beim Konzertbesuch das Publikum nicht auch zum Träumen angeregt würde durch den oder die Interpreten, aber da lagen ja Eintrittskarte und Bühne dazwischen, auf der Straße jedoch hatte ich allein darzustellen, und das ist doch eigentlich idiotisch. Und hat kein Idiom wie ein Straßenfest oder Ähnliches, kein Mahnmal, keinen Jahrestag oder dergleichen, sondern es war reine abstrakte Kunst, und ich kann von Glück sagen, dass die Inhalte dieser Kunst, die Liebesoffenbarungen, im Konzert wie auf der Straße gleichermaßen allein Träumereien waren. Denn wer singt denn von der geliebten Person, wenn er sich nicht an sie wendet, und wer wendet sich denn an sie, wenn er sie nicht erreichen möchte, und wer wäre denn so naiv, anzunehmen, dass sie so leicht erreichbar wäre! Nein, die Anonymität der Menschenrechte gilt für die Kunst gleichermaßen, die geliebte Person hat sich nicht zu offenbaren, sondern sie kann es still und leise in sich aufnehmen, was sie da hört, und wer das schön findet, wer sich allein in seinen privaten Träumen angesprochen fühlt, nicht von mir als dem Ausführenden im Besonderen, der gleicht dies ab, indem er eben den Obulus spendet, als kleine Anerkennung. Denn letztlich sind wir doch alle insgesamt nur sterblich, und deshalb nannte Ludwig van Beethoven diese geheime, in der Kunst angesprochene Person, die jeder wohl bewusst oder unbewusst in sich mit sich herumträgt, die ‚Unsterbliche Geliebte‘.

Nun könnte ich noch vieles berichten, von den schönen Frauen, die sich auf die Bank setzten, meinem Spiel zu lauschen, denn jeder möchte doch erfahren, wie die Liebe geht. Von den Einfältigen, die mich Idioten um Rat fragten, denn sie wussten, allein ich wäre so dumm, mich von ihrer Einfalt inspirieren zu lassen, auch Jesus Christus kam auf dem Esel in Jerusalem eingeritten, denn den Einfältigen gehört die Königswürde, das Glück. Von den Störern, den Überheblichen, den

Einsamen, den in der Gruppe Vereinsamten. Aber es geht ja hier nicht um mich, sondern um den Gendarmenmarkt, den wollte ich beschreiben, und so will ich auch in seinem Namen schließen, und diesen seinen Namen hat er eben von jener Gendarmerie, die da auf dem Platz stand, denn um den Gendarmenmarkt herum lag das Französische Viertel in Berlin, das innerstädtische Sanssouci sozusagen.

Denn die Franzosen haben eine wundervolle Eigenart, sie können, wohl weil sie am Atlantik wohnen, einen Schluss setzen, ja, sogar das Departement 29 heißt bei ihnen deswegen Finistere, der Erde Ende, was im Deutschen ambitionierter Weise schon wieder in die fensterliche Öffnung umgedeutet wird. Sie sehen, das Französische und das Deutsche können nicht ohneeinander, aber in Berlin ist es der Gendarm, der als Nachtwächter den Schlussstrich zieht, zumindest am Gendarmenmarkt, nein, überall ist er mir begegnet. Wenn die Lichter leiser werden, wenn die Leute nicht mehr so zahlreich und ziellos einherströmen, wenn man die Autos in den Straßen am Rande des Platzes wieder vorbeifahrend wahrnimmt, dann kommt er auf einmal, mitten unter ihnen, der Gendarm, und redet mit niemandem, ist nur da, läuft über den Platz, als wolle er eine Lampe schwenken, und dann kommen die Liebespaare, wie man sie in Paris unter den Brücken der Seine entlang beobachten kann, die sitzen am Gendarmenmarkt in Berlin auf den Bänken, die in Paris den alten Boulespielern vorbehalten sind. Und dann heißt es gehen, aufhören zu spielen, denn es war doch der Gendarm gewesen, der den endlosen Träumereien ewig Junger ein Ende gesetzt hatte mit seiner unsichtbaren Laterne. Und nun kamen die jungen wirklichen Liebespaare, und wer wollte seine eigenen verwegenen Träumereien denn vergleichen mit den wirklichen Küssen, wie sie so unschuldig getauscht wurden, wo doch jeder von sich denkt, er küsse am besten, aber wenn es dann so weit ist, nun ja ... Vielleicht sollte man Beethoven rechtgeben und die Liebe der Unsterblichkeit überlassen, aber dann fände der Gendarmenmarkt nie seine Ruhe vor lauter Träumern.